

## 1) Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

.... Lange hatte diese Frucht gereift ...

Jahre gingen dahin, vernichteten das Leben und verzehrten die Seelen der Menschen. Es stürmte gegen den Feind die Idee und der Haß, es schlugen auf ihn ein die Aufopferung vieler Menschen und ihr geduldiges Ausharren in der Pein. Geheimnisvoll, wie auf dem Boden des Meeres, sammelten sich schichtweise die Niederschläge kleiner Taten, wie kaum wahrnehmbare Lebewesen.

Bis der Tag kam, da der Wille aus dem Bereich des Wünschens trat. Der Wille wollte Tat werden. Der entflammte Mensch schlug mit dem Kopf gegen die Mauer — er versuchte ihre Kraft mit der nackten Faust. Das war das erste Blut.

Für alles hat der Arbeiter ein Gerät: es gibt ein Gerät für Eisen, für den Stein und für jede andere Sache. Es gibt den Hammer und den Meißel, es gibt die Sense und die Art.

Aber diese Arbeit, die wie eine Mauer vor dem ewigen Arbeiter stand, war neu und unerhört. Man mußte zerstören, man mußte töten ...

Man haute dieses zerstörende tödliche Gerät unter vielfachen Ueberlegungen und hitzigem Streit. Es wurde erwogen von dem kühlen Verstand und von der überströmenden Leidenschaft. Es kamen dabei zu Wort: Politik und Rachsucht, Ueberlegung und Mut, alte erfahrene Weisheit und neuer Wahnsinn.

Es stritten miteinander: der Glaube an das bekannte Heute und der Glaube an den ungewissen Morgen.

Bis eines Tages die Dynamitbombe auf dem Straßendamm rollte.

Es war eine Büchse aus Gußeisen mit einem fest zugeschraubten Deckel. Sie sah nach einem halben Pfund Kakaos oder nach einem Kilo ausländischer eingemachter Früchte aus. Sie wog etwa zehn Pfund und war leicht in der Tasche unterzubringen, die sie jedoch unbarmherzig beschwerte. Ihr Inhalt war äußerst kompliziert, ihr Aussehen verblüffend gewöhnlich und ihre Bestimmung bekannt.

Wo ist der Meister geblieben, der sie einst gemacht hatte, oder ist er ganz und gar verschollen?

Es war ein in der wissenschaftlichen Welt ziemlich unbekannter Chemiker, ein finsternes Individuum, das sich in großer Bedürftigkeit einst in den verschiedensten Universitätslaboratorien von ganz Europa herumgetrieben hatte. Er wollte weder Karriere machen noch Ruhm erwerben, sondern er suchte Wahrheit — oder vielmehr: die chemische Formel für eine gewisse ungewöhnliche Verbindung, die farblos, wie ein gasförmiger Körper, geruchlos, unsichtbar, dennoch überall bekannt war; in den Fachzeitschriften besprochen, studiert, gemessen, gewogen und verfolgt durch viele Doktoren Schulze und Müller, entrann sie und hielt sich irgendwo in dem großen chemischen Reich versteckt, und ihre Formel war zurzeit nur dem bekannt, der die Sterne des Himmels und die Wasser der Ozeane zählte.

Mit der Beharrlichkeit eines Verrückten, von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, saß der Chemiker, fern von der Heimat, umgeben von Röhren, Glasballons, Destillatoren, mitten im stinkenden Atem der Chemikalien leidend sich ernährend und einzig mit der hitzigen Jagd nach seinem geruch- und farblosen, unsichtbaren Ideal befaßt; von Jahr zu Jahr immer wunderlicher werdend und immer mehr von seiner Manie besessen. Er wußte buchstäblich nicht mehr, was in der Welt geschah, und am allerwenigsten war er neugierig zu erfahren, was sich irgendwo in der Ferne, in seinem Vaterlande ereignete. Doch vor dem endgültigen Zerschmelzen rettete ihn die Revolution.

Es wäre unmöglich aufzuklären, wie das eigentlich geschah.

Bermüde sehr verwickelter und kaum wahrnehmbarer Affoziationen, durch Umbildungen, Diffusions-, Absorptions-, Verdichtungs-, Verdünnungs- und Kristallisationsprozesse, durch irgendeinen besonders hohen Druck, durch die geheimnisvolle Verwandtschaft diffuser Elemente und endlich durch den

Einfluß eines unbekannter Körpers, den wir mit X bezeichnen wollen, bildete sich im Gehirn dieses Sonderlings die Hypothese: daß eben dies, was jetzt im Vaterlande so blutig und stürmisch begonnen hatte, ihm keineswegs gleichgültig sein dürfe. Nach kurzer Zeit schritt der Chemiker zu einer genaueren quantitativen und qualitativen Analyse dieser neuen Verbindung, die man im gewöhnlichen Leben Sehnsucht nach der Heimat nennt, und deren Bestandteile so flüchtig, so verschieden und so überraschend sind. Diese Verbindung hatte offenbar ein großes spezifisches Gewicht, denn sie lastete auf der Seele des Chemikers, bedrückte ihn und ließ ihm keine Ruhe. Die Analyse fiel einem Gehirn, das durch Experimentalmethoden mit ihren Röhren, Retorten, Wagen und Reagentien verdorben war, ziemlich schwer; nach allen noch so gründlichen Untersuchungen blieb auf dem Boden ein hartnäckiger und unauslöschlicher Niederschlag zurück, mit dem man gar nichts mehr anfangen konnte! —

Zu eben dieser Zeit reiste ein gewisser Genosse als Agent der Revolution durch Europa, auf der Suche nach einem Manne der Wissenschaft, der geneigt wäre, seine Kenntnisse, aber mit ihnen auch sein Leben, dem Dienste der Revolution zu weihen. Er hatte unendliche Besprechungen, und seine Art, zu überzeugen, hinteres Licht zu führen und die Leute, die er brauchte, zu terrorisieren, war sehr mannigfaltig. Aber da es sich nicht bloß darum handelte, eine Wohnung zu Parteizwecken abzugeben, nicht um eine Geldunterstützung, noch um die Herausgabe eines Passes, sondern um einen Dienst, der einem gleichsam den Strick um den Hals legte, so ergab es sich, daß jener Genosse, obwohl ein genialer Agitator, in ganz Europa unter den vielen weit bekannten Männern der Wissenschaft nicht einen fand, der bereit gewesen wäre, seine fachlichen Kenntnisse der Revolution zu widmen. Der Agitator jedoch ließ nicht locker und machte sich daran, ihm völlig unbekanntem Chemiker aufzusuchen, deren Adressen er sammelte wo er sie bekam. In Göttingen warf ihn einer einfach zur Tür hinaus; es war nämlich ein konsequenter und überzeugter nationaler Demokrat. Ein anderer in Bern erklärte sich gleich einverstanden, versprach alles, verpflichtete sich aufs feierlichste, und das mit einer solchen Blitzgeschwindigkeit, daß der Agitator am Ende der Konferenz erriet, daß man ihn für einen Verrückten hielt und sich seiner auf die rascheste und einfachste Weise entledigen wollte. Ein Dritter — es war in Paris — hatte kaum den Vorschlag gehört, der ihm von dem unbekanntem Plagegeist auf die natürlichste Weise vorgetragen wurde, blieb sprachlos vor Entsetzen und vergaß in seinem tödlichen Schrecken, daß er einen Flacon mit einer stickstoffhaltigen Säure in der Hand hielt (die Konferenz fand nämlich im Laboratorium statt). Das Resultat war, daß der Gelehrte sich schmerzlich am Fuß verbrannte und sich sechs Wochen kurieren mußte. Doch inzwischen hatte der unermüdete Agitator endlich das gefunden, was er brauchte.

Die Genossen in der ausländischen Kolonie gaben ihm die Adresse eines gewissen Chemikers, meinten aber zugleich, es sei ausgeschlossen, daß dieser Verrückte, der seine Muttersprache fast vergessen hatte, zu irgend etwas noch taugen sollte. Der Agitator begab sich zu ihm, ohne Hoffnung, aber auch ohne Zweifel, getreu seiner Methode, auf irgendeine Weise die Sache einzuhaken.

Und siehe da, der Chemiker ging auf alles ein, als hätte er nur auf die Einladung gewartet. Wie es geschah? Wie so grundverschiedene Menschen miteinander sprachen und sich endlich verstanden, warum sich der Chemiker vom Fleck weg in ein Abenteuer stürzte, von dem er keinen Begriff hatte und von dem er nie, auch nicht im Traum, geahnt haben mochte — wie das geschah? Wer weiß es? In jenen Zeiten geschahen eben noch seltsamere Dinge.

Eines schönen Tages beendigte der Gelehrte noch einen letzten Kampf mit seinem geruch- und farblosen Feind und verschob den weiteren Feldzug auf unbestimmte Zeit. Er legte seinen weißen Kittel und seine Arbeitsschürze ab, packte seine gesamte Habe, bestehend aus Jahrgängen verschiedener Fachzeitschriften in mehreren Sprachen, zugleich mit seinem einzigen publizierten Werk zusammen, das eine halbe Druckseite chemischer Hieroglyphen umfaßte, und reiste in das Land, das zu jener Zeit ein brodelnder Tiegel geheimnisvoller

geistiger und materieller Prozesse war, denen als Bindemittel ein Element diene, allgemein bekannt in der höllischen Chemie des Lebens — ein Element vom flüssigen Aggregatzustand und von roter Farbe. Die Energie der sozialen Bindungen entlud sich gewalttätig, zwischen Anode und Kathode flossen kräftige Ströme — und in der Mitte lagen haufenweise die Leichen.

Was hatte der von der Wissenschaft Besessene, diese von den Ausdünstungen des Laboratoriums betäubte Seele dort zu suchen? Logisch gesprochen nichts. Doch zum Glück für den Fortschritt der Welt treten im sozialen Leben, freilich selten, Epochen ein, in welchen die Logik aus den Gehirnen sich zurückzieht und von ferne zusieht, was die Menschen mit sich anfangen.

Nach einiger Zeit also ließ sich unser Chemiker in einem weit draußen liegenden Vorort von Warschau nieder, in einem Häuschen, das ihm die Partei gemietet hatte, und arbeitete zugunsten dieser Partei und dem Zarentum zum Tod. Er begann mit Hausmitteln Werkzeuge zu fabrizieren, welche die Aufgabe hatten, in einem gewissen Maße die Unabhängigkeit des Vaterlandes erkämpfen zu helfen und das polnische Proletariat seinen letzten Zielen näher zu bringen.

Das Streben nach dieser Unabhängigkeit war bei unserem Gelehrten ziemlich nebelhaft, von den letzten Zielen hatte er kaum eine Vorstellung, — und dennoch arbeitete er eifrig und ausgiebig, ohne Rücksicht auf sich und auf jene, die seine höllischen Produkte gebrauchen sollten. Er hatte einen sehr soliden Ruf. Man sagte:

„Endlich haben wir einen wirklichen Chemiker!“

„Er versteht die Sache. Und dabei ist es doch immerhin ein Ruhm für die Partei, daß ein solcher Gelehrter —“

„Ein wahrer Gelehrter.“

„Weit und breit bekannt.“

„Überall bekannt.“

Nicht häufig, alle zwei Wochen ungefähr, betrat ein ärmlich gekleidetes Mädchen das kleine Vorstadthaus. Da dem Chemiker diese Besuche angeknüpft zu werden pflegten, so nahm er einen Hemdkragen um, kämmt sich und warf über das unaufgeräumte Bett eine zerlöchernde Decke, lüftete die Wohnung, setzte die Zigarettenstummel zusammen, die auf dem Boden herumlagen, schloß sorgfältig die Tür zum Laboratorium und wartete ungeduldig.

(Fortsetzung folgt.)

## Harzwanderung im Winter.

Von Alwin Rath.

In Klausthal, einem Städtchen des Harzes, das mit seinen wirr durcheinandergeschobenen Gassen und den so malarisch unregelmäßig über- und untereinander gebauten Giebeln und diesen herben, verben, unter der Fron des Lebens sich mühenden Bergbewohnern reizvoller ist, als die lahle, zu einem nackten Hochplateau sich ausdehnende Umgebung, läutet vom Turm das Anfahrglöckchen für die Bergleute. Eine schwarze Schar schnurger Gestalten eilt mit dem Grubenlicht in der Faust dem Schacht zu. Scharf, wie lebendig gewordene Silhouetten, heben sich die einzelnen, deren hagere Körper alle von den schweren Röhren der Erzgewinnung in den Felsenstollen genugsam zeugen, von der blendenden Helle des Schnees ab, der mit weichen Massen jeden Stein, jede Fensterbank, jeden Draht in der Luft dick überquillt. Aus der Hütte hört man das Stöhnen der stählernen Maschinengiganten, in den Pochwerken dröhnen die mächtigen Hämmer, und elektrische Bahnen schleppen über Tage die gebrochenen Erze zu den Aufbereitungs- und Sortierhäusern, den Wäschen und Pochwerken. Nach einem Einblick in diesen interessanten Betrieb, in dem selbst die Moorwasser des viele Kilometer entfernt liegenden Brodenfeldes die Kraft des Menschen und der Maschinen mit unterstützen müssen, wenden wir uns unserem weiteren Wanderziele St. Andreasberg zu. An den ragenden, von oben bis unten eine weiße Schneelike gelenden Schloten der Grube „Wilhelm“, deren Gebäude rustige, schmierige Schneemützen tragen, geht's vorbei, und zwischen den vom Schneepflug zu beiden Seiten hoch aufgebäuteten kristallengliedrigen weißen Dämmen hin. Auf den Pfauenteichen, rechts von der Straße, haben sich Burschen den Schnee weggeschaukelt und versuchen, ihrer kleinen, dick eingemummelten Schwester, von der nur etwas wie eine rote verstopfte Nasenspitze zu sehen ist, das Schlittschuhlaufen beizubringen. Es ist eine schwere Mühe, diesen unbeholfenen Weinen etwas Sicherheit auf den schmalen Stahlschienen zu geben — das Unterfangen wird oft mit Hinpurzeln aller drei geübt.

Mit ihrem klarsten Winterlicht steht die Sonne schräg über dem fernen Broden. Nach Westen hin schweift der Blick von der Andreasberger Chaussee über all die in sanftem, weißem und bläu-

lichem Schimmern aus den Tiefen sich wölbenden Ruppen bis in die Beseftäler und zu den im Duft verschwimmend sich andeutenden heftigen Bergen hinüber. In lautloser Stille steht der hohe Tannenwald am Tränkeberg hinauf — wie schwere riesige Fittiche von Albatrossen hängen die kolossalen Nebel der Tannenäste unter der Schneelast zur Erde herunter. Vor uns funkeln auf den Rücken von langsam, knidbeinig sich voran schiebenden Holzschlägern die Schneiden der gezahnten, fast mannslangen Sägen. Einige andere Schläger kommen von der Arbeit ihnen entgegen. Sie stecken verwundert und interessiert die Köpfe mit den warmen Fellmützen zusammen, und als wir dazu kommen, sehen wir, daß der Mittelpunkt des Interesses ein Rest voll junger Kreuzschnäbel ist, die im Astloch einer gehauenen Riesentanne gelegen hatten. Kaum der erste graue Flaum ist auf den nackten, nicht gerade schönen kleinen Körpern zu sehen, die sich scheu und kläglich in der Keimhülle zusammenducken. Der eine Schläger meint, gestogener Nohnsamen sei am besten, ein anderer meint, ein Zusatz von Eigelb garantiere dafür, daß der FINDER die armen Winterkinder groß bekomme. Tief aus dem Schneewald pochen die Artschläge anderer Schläger, und manchmal häubt, wie unter einem Erzittern des ganzen Winterwaldes, leiser Schneehauch aus den Rändern hoher Zweige.

Von dem Wegweiser nach St. Andreasberg müssen wir die angefrorene Kruste abklopfen, um uns dergewissern zu können. Auf der Straße über den Rehberger Graben gehts an dem fast zwei Kilometer langen Obersteich hin, in dem man durch eine Talsperre die einzelnen Quellenarme der Ober aufgesammelt hat, um sie durch einen in den Granitfelsen hineingesprengten Graben von über sieben Kilometer Länge den Andreasberger Bergwerken dienstlich zu machen. Breite Tannenwälder schließen den in malerischen Bindungen sich hinziehenden See in ihren stimmungsvollen Rahmen. Kurz darauf überholen uns zwei edle Oberharzer „Landgängerinnen“, die mächtige Budel haben; denn unter ihren buntgeblühten langen Tragemänteln tragen sie Kiepen mit Eiern und Butter zur Stadt. Die eine erzählt uns, daß ihr Mann Köhler im Osterreichischen ist, der fortwährend an die zwölf Meiler im Brand hat — also so eine Art Engros-Köhler! Aber das Geschäft hätte sonst doch nur wenig mehr auf sich, seit man immer mehr Steinkohlen brennt. Wenn sie einmal in der Woche hinkomme, um Brot und „Zubrot“ zu bringen, sehe sie am liebsten zu, wenn nachts sich der Meiler „eimere“; dann sei die Verkohlung im Innern beendet und der äußere Erdbewurf werde glühend — das sei schauerlich schön in der schwarzen Nacht anzusehen.

Nicht weit vor Andreasberg klopfen die Frauen an das Fenster eines schauerartigen Holzhauses. Sie laden uns mit hinein zu einer Tasse Kaffee — und wenn wir noch keinen Vogel hätten, könnten wir da drin einen kriegen, sehten sie schallhaft hinzu und weisen auf die Anzahl von kleinen Kästen mit den gelben wohlbekannten Andreasberger Kanarienvollern. Es ist ein unbeschreibliches Trillern und ein unaufhörlicher Frühlingsjubel in diesem großen Holzkasten, von dem außen schwere Eiszapfen herabhängen und den der Winterschnee in kleinen Bergen ummauert. Aber im Hauptberuf ist dieser Kanarienzüchter Besenfabrikant — wenigstens im Winter. Da sitzen um die Feuerstelle inmitten der „Köte“ Frau, Kinder und Hausherr, und alle sind eifrig beschäftigt, zierliche Bündel von schmal geschnittenen Rohrreißern mit einem Drähtchen an einem Ende zu umwickeln. Dies Ende wird dann in einen brodelnden Leimtopf getaucht, in dem aber auch Teer kochen kann, so schwarz ist die Sauce, und zuletzt wirds in eins der Löcher der hölzernen Besentappe gepropft. Es ist ein fast unausstehlicher Geruch von diesem Geschäft und von den Ausdünstungen der Vögelkörbe im Hause. In der Ecke liegt denn auch hinter einem grünen Vorhang ein krankes Mädchen. Die Frau, die dabei hockt und allen möglichen Unsinn austrant, schaut uns nicht gerade freundlich an. Sie vermutet wohl ziemlich richtig, daß wir nicht viel von ihrer Besprechungskunst halten, mit der sie diesen abergläubischen, um ihr Viebes besorgten Leuten nur das sauer verdiente Geld aus der Tasche schwindelt.

Kurz vor dem hoch im Tal sich hinaufziehenden Andreasberg merkt man gleich, daß ein reger Winter Sportbetrieb hier gepflegt wird. Weiße langbeinige Schneespinnen kommen auf schneeufläubten Eiern von den Höhen niedergesauft und haben ihre gute Mühe, die Unebenheiten des Terrains zu bewältigen und zwischen den Felsklöben hindurchzusteuern. Bewundernd folgen die Blicke diesen eleganten Kurven und Sopsen, diesen Stößen und Bremsberufen, bis plötzlich eine der Spinnen sich im Schnee einwickelt und die zunächst dahinterher fliegenden, ein einzig stürzendes Gezappel, ebenso unwiderstehlich zu den weichen Polstern des Winters sich hingezogen fühlen. In dieser merkwürdigen echten Bergstadt, die fast ganz aus Holzhäusern besteht, sind die Straßen für die schlittensahrende Jugend und ebenso für die sportlustigen Fremden, die sich hier in recht bedeutender Anzahl eingefunden haben, unübertrefflich gute Rutschbahnen — wengleich sie als Rodelbahnen, wegen der hier und da unglücklich scharfen Kurven, weniger zu empfehlen sind. „Ruschelkittchen“ nennen die Burschen hier ihre Rodelwerkzeuge. Einem „Ruschler“ passiert es nicht, daß er in den Schnee kippt, wohl aber einem „Rodeler“ — dann aber unter jubelnden Applaus aller Andreasberger Jungen und Mädel! Je weicher der Schneemann sich aus den Schneegebirgen zur Seite der Straße austrappelt, einer um so echteren Anteilnahme kann er gewiß sein.

Auch hier sieht man wie in Klausthal die dunklen Gestalten

der Bergleute oft durch die Straßen ziehen. Aber Andreasberg ist nicht mehr das „Mineralienkabinett des Harzes“. Die unermülich nach den kostbaren Metallen der Bergstiefen wühlende Hand des Menschen hat diese Quellen des Reichtums fast gänzlich erschöpft, so daß von den einstigen 300 Zechen, in denen der Bergbau auf Silber, Blei, Eisen, Arsen usw. betrieben wurde, nur noch die Grube „Andreasberger Hoffnung“ übriggeblieben ist — in Wahrheit die Andreasberger Hoffnung, da man hier neue Aufschubarbeiten versucht, die indes wenig Erfolg versprechen. Die durch die Erschöpfung der Gruben arbeitslos gewordenen Bergleute sind zum Teil in die Kohlenbezirke der Ruhrgegend abgewandert, oder sie sitzen heute in den heimischen Zigarrenfabriken, in den Spielwarenfabriken, wo sie Gampelerlachen bemalen, hölzerne Schafe schnitzen, Gänse mit Wadelhälsen neuester Art aus dem Ei schälen, oder sie bauen die kleinen allbekanntesten Harzer Vogelbauer oder endlich sitzen sie neuerdings auch vor den Werkstätten des Städtchens und lassen die schrillenden Schiffechen unter den geschäftigen Händen hin- und herflitzen durch die schwankenden Fadenreihen. Gatten sie früher schon nebenher eine kleine Kanarienzucht, so haben sie jetzt hierauf alle ihre Hoffnung gestellt — aber auch damit ist kein goldenes Haus mehr zu bauen, da auch hier die Nachfrage infolge der starken Konkurrenz der Großstädte immer mehr sinkt.

Nun ist die allerletzte, diesmal wohlbegründete Hoffnung der Sommergast und der Wintersportler. Daß der letztere das Städtchen bevorzugt, das es allerdings um seiner gesunden Lage und um seiner einzigartigen Anlage auf Bergeshöhen und in wilden Talstürzen halber verdient, sieht man an all den lebendigen Schneemännern, die hier in weißen Sweatern sich herumtummeln. Wer aber die eigentlichen Schneekünstler sind, die da einen kämpfenden Ritter und Drachen oder einen Löhengrün mit Raßn und Schwanz oder auch einen weißen Schornsteinfeger, alles in Lebensgröße aus Schnee geformt, in den Straßen vor die Häuser hinausbringen, weiß ich nicht. Selbst die zahme „Miete“, ein Reh, das in die Straßen betteln kommt, sah eines Morgens ihr Konterfei wie ein weißes Marmorbild auf einer Gartenmauer stehen.

## Datteln und Feigen.

Von E. Schenking.

Nur wenig später als das letzte Hartobst erscheinen die Datteln und Feigen auf dem deutschen Markte. Obwohl sie bei uns nur Ledereien sind, ist es doch wohl nicht unangebracht, auch aus der Naturgeschichte dieser Südfrüchte etwas zu erfahren.

Die Dattel ist die Frucht einer Palmenart, die das Charaktergewächs des breiten Wüstengebietes Nordafrikas und Arabiens mit dem Indus-Delta als östlicher und den Kanarischen Inseln als westlicher Grenze bildet. Ihr Hauptgebiet ist aber die arabische Halbinsel, wofolbst sie allen Landschaften ihre Physiognomie verleiht und allen Bewohnern die Hauptnahrung ist. Von diesem Heimatlande verbreitet sie sich, soweit das arabisch-afrikanische Trockenklima reicht, strahlenförmig nach Osten, Westen und Norden. Schon frühzeitig war man bemüht, diesen wichtigen Baum auch anderwärts einzubürgern. Die Phönizier, Griechen und Römer, später die Araber und christlichen Völker verpflanzten sie nach den Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres, und so finden wir sie jetzt in Gegenden, wo die mittlere Temperatur kaum 15—16 Grad Celsius beträgt, wie auf den Hyères-Inseln an der Südküste Frankreichs, bei San Remo, Nizza und Genoa, zumal aber bei Bordighiera, dem vielbesuchten Winterort an der ligurischen Küste, wo ein Dattelpalmenwald von mehr als 4000 Stämmen steht, in Dalmatien und Spalato. Da der Baum aber zu seiner vollen Entwicklung wie zur Zeitigung seiner Früchte 24—25 Grad Celsius verlangt, so trägt an allen diesen Orten die Dattelpalme keine Früchte.

Der Baum erreicht eine Durchschnittshöhe von 25 Metern. Seine Krone wird gebildet von etwa 50 Blättern, die durchschnittlich 2 bis 3 Meter Länge erreichen. Erst im achten Lebensjahre beginnt der Baum zu blühen und zwar entwickelt das eine Individuum nur männliche, das andere nur weibliche Blüten. Da die Zahl jener nur gering ist (auf 5—6 männliche Exemplare kommen an 1000 weibliche) und beide Geschlechter nicht selten in großen Entfernungen von einander stehen, ist es, um eine sichere Ernte zu erzielen, erforderlich, künstliche Befruchtung anzuwenden. Wenn der Blütenstand vollkommen entwickelt ist, erheben geschickte Kletterer den männlichen Baum und holen die Blütenkolben herunter. Darauf erheben sie einen Baum mit Stempelblüten und schütteln über ihn die männlichen Kolben, befestigen auch wohl männliche Blüten zwischen den Rippen der weiblichen Blütenstände. Die Dattelfrucht ist länglich oval, unseren Pfäumen ähnlich und etwa 4—5 Zentimeter groß. Bei Vollreife nimmt sie eine durchsichtige Farbe an, die zwischen dem Gelb und Purpurrot schwankt und ist von würzigem Geruch und Geschmack. In Größe und Gestalt sind die Dattelfrüchte indes sehr verschieden; diese Veränderlichkeit ist der langjährigen Kultur zuzuschreiben, die zahlreiche Spielarten erzeugte. So zählte der Reisende Richardson in einer Oase der Sahara nicht weniger als 46 Sorten; in der Umgebung von Marzouk kommen 37 Spielarten vor und in der Nachbarschaft der Stadt Medina in Arabien sollen gar über 100 verschiedene Sorten gedeihen.

Wenn auch die Dattelpalme erst mit 30 Jahren ihre größte

Fruchtbarkeit erreicht, so liefert sie doch bis zum hundertsten Lebensjahre volle Ernten, nämlich im Durchschnitt 150—300 Kilo Früchte, die in Trauben stehen. In Arabien haben einzelne Bäume 15 Datteltauben, von denen jede 30 Kilogramm wiegt, und bei Medina kommen Trauben bis zu 40 Kilo Gewicht vor. Die Datteln liefern dem Araber den wichtigsten Bestandteil seiner Pflanzentrost, gleich eßbar, ob frisch oder getrocknet, gelocht oder ungelocht. Die Früchte können zwei bis drei Monate lang frisch vom Baum genommen und zu allerlei Gerichten verwendet werden, da die einzelnen Dattelarten nach und nach reifen. Eine gute Hausfrau, behaupten die Araber, muß ihrem Manne einen ganzen Monat lang täglich ein anderes Dattelgericht vorlegen können. Getrocknet und in Körbe gepreßt halten sich die Datteln mehrere Jahre; sie verderben selbst in der glühendsten Hitze nicht und sind somit die echten Wüsten- und Karawanenahrung. Mit einer Handvoll Datteln und einem Schluß Wasser hält der Beduine sein Mittagmahl. Freilich, ein Trunk Wasser ist dazu notwendig, denn die Datteln wirken erhitend und trocknend, weshalb man sie auch nicht genießt, wenn Wassernot herrscht. Am besten und zuträglichsten sind sie mit Gerstemehl zu einem Zeige geknetet und zu Brot (Dattelpbrot) gebacken.

Bei uns kennt man die Datteln im Handel zumeist nur in gepreßter, schrumpfliger Wadelform und nur als Ledereien. Die zur Ausfuhr bestimmten Früchte werden ausgelesen und sorgfältig verpackt. Die edleren Sorten kommen überhaupt nicht zum Versand, sondern gehen nach Konstantinopel, es sind dies verschiedene Sorten aus dem Bagdader Gebiet. Für die Ausfuhr eignet sich am besten die sehr häufige und zuckerreiche Qualität Behdi. Die besten afrikanischen Datteln gedeihen im Distrikt Jfil.

Die Dattel ist eine Beerenfrucht und besteht aus 10 Teilen Kernsubstanz, aus 5 Teilen Schalensubstanz und 85 Teilen hornigem, aber schmackhaftem, süßem und erfrischendem Fruchtfleisch, das wiederum 30 Proz. Wasser, 36 Proz. Zucker, 23 Proz. Eiweiß und Extraktstoffe, 8 Proz. Bestinstoffe, 1 Proz. Jellulose, 1 Proz. Zitronensäure, einige Mineralbestandteile und etwas Kumin enthält, welche letzteres der Frucht den Wohlgeschmack verleiht, wie es den Waldmeister so angenehm duftend macht.

Der Feigenbaum mit seinen tief ausgeschnittenen herzförmigen Blättern ist ursprünglich im südlichen Asien heimisch. Von hier nach Syrien, Nordafrika und Südeuropa verpflanzt, wo er an Mauern, Felsen und sonnigen Plätzen verwildert vorlumpt, wird er seit Jahrtausenden und zwar jetzt in allen Weltteilen in zahlreichen Spielarten kultiviert. Schon zu den ältesten Zeiten hatten sich in den Organen seiner Blüte (Staubgefäße und Stempel) derartige Umbildungen vollzogen, daß eine selbsttätige Befruchtung ausgeschlossen war und der Mensch sich gezwungen sah, helfend einzugreifen, sofern er die kostbaren Früchte nicht missen wollte. Bereits im Altertum half man sich, einer überkommenen aber in ihrem Wesen unverständlichen Regel folgend, dadurch, daß man die Befruchtung der kultivierten Feigenbäume förderte, indem man reisende Früchte des wildwachsenden Feigenbaumes, im Orient Geißfeige (*Styracis*) genannt, im Geäst jener befestigte, sobald das Auge ihrer Früchte sich öffnete, die weiblichen Blüten also empfängnisfähig waren.

Die Feige ist keine Frucht im Sinne der Kirche, unseres Hartobstes oder unserer Beeren, sondern ist gleich dem Kiefern- oder Nadelholzapfen ein sogenannter Fruchtstand und zwar ein umgewandelter Nadelholzapfen, der allerdings nicht wie dieser seine Blüten und Früchtchen peripherisch, sondern innen trägt. Man kann sie auch mit der Blüte der Sonnenrose vergleichen, indem man sich die Blütenstempel zu einer Kugel zusammengezogen denkt, die die zahlreichen Einzelblütchen alsdann im Innern trägt. Es blüht und fruchtet also die Feige in dem dunklen Innenraum ihres sonderbaren Blüten- oder Fruchtstandes. Dieser ist geschlossen bis auf eine winzige Öffnung an der Spitze, durch die ein noch winzigeres Insekt aus der Ordnung der Hautflügler (*Blastophaga grossorum*) schlüpft, um seine Eier abzulegen.

Der Feigenbaum entwickelt jährlich dreimal Blütenstände, in denen die weiblichen Organe sich so früh entwickeln, daß auf die Narben jeder Blütenserie nur die einer vorhergehenden Generation entstammenden Pollen übertragen werden können. Den Dienst des Pollen d'Amour verrichtet aber jene Gallwespeart. Die Weibchen schlüpfen aus den ersten Blütenständen heraus und besuchen die Blüten der nächsten Generation, um an deren sich eben entwickelnden Fruchtknoten ihre Eier abzulegen, vielleicht auch die Narbe mit dem von ihnen mitgeschleppten Blütenstaub zu befruchten. Letzteres geschieht aber nur in sehr beschränktem Maße, zumeist werden die Fruchtknoten zum Zwecke der Eiablage von den Weibchen angestochen und dadurch zu gallenartigen Bildungen, eben zu denen der Feige veranlaßt. Beim Besuch der zweiten Blüte, die in reichlicherem Maße Blütenstaub entwickelt, bestäuben sich die winzigen Wespen damit und übertragen ihn auf die Narben der dritten Blüte. Wenn auch diesmal zahlreiche Fruchtknoten angestochen werden, so bleibt doch ein Teil unberührt, der dann die Früchte liefert.

Wenn kultivierten Feigenbaum sind die Blüten nun derart verändert, daß die Befruchtungsorgane gar nicht zur Entwicklung kommen, so daß männlicher Zeugungsstoff in ausreichender Menge nicht vorhanden ist und die Wespe ihre Eier an den Ovarien nicht ablegen kann. Deshalb schneidet der Feigenbauer von *Kaprificus* entweder ganze Fruchtzweige ab und behängt damit die Kronen der kultivierten Bäume, oder er durchbohrt einzelne Früchte der

wilden Feige mit Wirsinghalmen und befestigt sie an den unteren Ästen, wirkt sie auch mit bewundernswertem Geschick in das obere Astwerk der Krone, so daß sie meist da hängen bleiben, wo er sie haben will. Das Insekt wird genötigt, aus den bald wachsenden Früchten in die der angepflanzten Bäume überzufiedeln, woselbst es dann in den Blüten den Befruchtungsakt vollzieht, wenn auch in nur unvollkommener Weise. Seine Anwesenheit in der Frucht hat zur Folge, daß wegen des größeren Fruchtandranges die Früchte voller und saftreicher werden — die Früchte der Geißfeige werden merkwürdigerweise durch den Stich der Wespe nicht vollsaftig —, wodurch der Ernteertrag bedeutend erhöht wird. Diese Gallwespenbefruchtung nennt die Wissenschaft Kaprifikation.

Da der kultivierte Feigenbaum männliche Blüten nicht mehr entwickelt, ist er weiblich geworden; andererseits hat sich die Geißfeige zu einem männlichen Baum umgewandelt. Schon Vater Dinné weist darauf hin, daß die beiden Feigenbaumarten als Mann und Frau zusammengehörige Formen darstellen, die nicht auseinander hervorgegangen sind, sondern mit- und nebeneinander und zwar schon in jedem Anbau durch Naturauslese sich entwickelt haben.

Die süßen und nach Verschiedenheit der zahlreichen Spielarten bald mehr bald weniger schmackhaften Früchte enthalten vorwiegend Traubenzucker, gehören zu den gesündesten Obstsorten und werden in den südlichen Ländern als Tafelobst und Dessertfrüchte sowohl roh als gedörrt und verschiedenes zubereitet gegessen; sie bilden ein Hauptnahrungsmittel für Menschen und Tiere. Bei uns können sie nur als Lederei gelten, waren aber früher Heilmittel und erfreuen sich hier und da als Hausmittel noch heute eines gewissen Ansehens.

## Die Welteroberer in Lumpen.

Mit dem Ende dieses Jahres gehen auch die hundertjährigen Erinnerungstage an Napoleons russischen Feldzug zu Ende. Die letzten Ueberreste der einstigen „Großen Armee“ des Soldatenkaisers retteten sich, von den Kosaken gejagt, noch in den letzten Dezembertagen 1812 in die preussischen Grenzorte hinein. Mit Staunen und mit Grausen sahen die preussischen Bauern diese gespenstischen Gestalten aufstehen, die, mit erfrorenen Gliedmaßen, rauchschwarzen Gesichtern, wilden Eiszapfenbärten und hohlen Hungeraugen, an ihren Lüren pochten. Bankende Skelette, die um Brot und Erbarmen flehen in allen Sprachen Europas. Die halbe Welt hatten sie mit ihren Bajonetten erobert, in allen Hauptstädten Europas war der Taktischritt ihres Marsches erklingen; von den Palmengärten Palästinas bis zu den Kuppeln des heiligen Moskau hatten ihre Trommeln gewirbelt, den Siegesmarsch des Eroberers. Nun standen sie da, in dürrigen Lumpen, die Vorhut jener Armee von toten Männern, die den endlosen Weg ihres Niedermarsches bedeckten. Fast eine halbe Million stark waren sie ausgezogen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel; armselige Redntausend kamen zurück unter dem heisern Krächzen der Raben. Ohne Waffen, ohne Gepäck, ohne Kleidung, als geschlagene Welteroberer in Lumpen...

Die mit Angabe von Verlustziffern, Kältegraden und mit aller Phantastie doch kaum zu begreifende Vernichtung dieses Riesenhäres kann man stückweise verfolgen und miterleben, wenn man die Erinnerungen des Sergeanten Bourgoigne liest, die dieser fast unmittelbar nach der großen Katastrophe aus ganz frischem Gedächtnis niederschrieb. („Die Erinnerungen des François Bourgoigne 1812.“ Verlag Robert Luß in Stuttgart. Volksausgabe 2 M.) Mit einfachen Worten erzählt der Sergeant den Todeszug der Armee, so wie er ihn mitgemacht hat. Wie ein Kinofilm gleiten die Bilder an uns vorüber, und man muß oft gute Nerven haben, um nicht mitunter den Blick wegzumenden von diesen Szenen nie dagewesenen Kriegsjammers. Aber auch schöne Züge treuester Kameradschaft, edelster Menschenliebe und unerschütterlichen Heldennutts finden wir in diesem Prosaepos von Hunger, Winterkälte, Kosakennot und Sterben im Schnee. Wir geben im folgenden eine Epizode, die den Krieg und seine Folgen schildert.

Als wir aufbrachen, war es noch nicht hell. Wir ließen eine große Zahl Toter und Sterbender auf dem Lagerplatz, und die Menge steigerte sich in erschreckendem Maße, nachdem wir eine Weile marschiert waren. Immer von neuem mußten wir über die Leiber von Leuten hinweggleiten, die bei den uns vorausmarschierenden Truppen tot zusammengebrochen oder sterbend liegen geblieben waren. Der Marsch an diesem Tage war entsetzlich, denn bei einer Kälte von 22 Grad umhüllte uns ein so dicker Nebel, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Die Lippen froren auseinander, das Innere der Nase vereiste und das Gehör erstarbte. Später trat ein Schneesturm ein, der Flocken in einer Größe mit sich führte, wie solche noch keiner je gesehen hatte. Die ganze Atmosphäre schien von Eis zu sein. Gegen Mittag wurde an einem Walde gerastet. Unser Aufenthalt dauerte nicht viel über eine halbe Stunde, in dieser Zeit starben aber mehrere Leute auf der Stelle, auf welcher sie niedergesunken waren. Viele andere waren vor Entkräftung schon auf dem Marsche zusammengebrochen. Kurz, unsere Reihen begannen sich zu lichten, und doch standen wir erst am Anfang all des Elends, das über uns kommen sollte. Wenn ein längerer Halt gemacht wurde, ließ man den Pferden, die man

unbemerkt erwischt konnte, mit einem Messer zur Wehr, ting das Blut in Feldflaschen auf, kochte und genoh es. Oft kam es vor, daß es eben erst ans Feuer gesetzt worden war, wenn wieder aufgebrosen werden mußte, weil die Kosaken uns zu sehr auf dem Leib rückten. Dabei habe ich aber häufig gesehen, daß einzelne Leute ganz ruhig am Kessel saßen blieben, während schon die Kugeln hin und her flogen. Mühe schließlich denn doch das Feld geräumt werden, nun, dann wurde der Kessel mitgenommen und unterwegs mit der hohlen Hand aus ihm geschöpft, mochte dabei Gesicht und Kleidung noch so sehr von Blut besudelt werden.

Trat die Notwendigkeit ein, ein Pferd, welches man gerade zerlegen wollte, in Stich lassen zu müssen, so geschah es oft, daß sich die Mannschaften beim Abmarsch versteckten und dann, wenn alles fort war, wie Wölfe über das Fleisch herfielen. Diese Leute sah man selten wieder, denn wenn sie nicht vom Feinde gefangen wurden, erlagen sie der Kälte.

Ungefähr nach einer Stunde machten wir bei einem größeren Gehölz aufs neue Rast. An dieser Stelle hatte Artillerie übernachtet. Sie war verschwunden; Menschen und Pferde lagen unter dem Schnee; die Menschen um ihre Feuerstellen, und die Pferde noch angespannt an den Geschühen; letztere mußten zurückgelassen werden. Da und dort fiel unser Blick auf Gewehrpyramiden, die aus dem Schnee hervorragten. Keiner von denen, die diese Gewehre zusammengelegt hatten, war noch am Leben. Viele ihres Fleisches schon beraubte Pferde lagen hier umher, noch mehr aber fanden wir solche, die lebendig zurückgelassen worden waren und regungslos dastanden; sie ließen sich töten, ohne sich zu rühren.

Nach einer Stunde der Ruhe ging es weiter. Wir zogen durch das Gehölz und trafen in gewissen Zwischenräumen auf Häuser, die, vollkommen aus Holz erbaut, großen Scheunen glichen. Wie bei solchen, besand sich auf jeder der beiden Langseiten ein großes Tor, d. h. Einfahrt und Ausfahrt, denn die Häuser dienten als Poststationen. Fast alle drei Stunden fanden sich solche Stationen, ein großer Teil von ihnen bestand aber nur noch aus einem Trümmerhaufen, denn sie waren bei unserem ersten Durchmarsch niedergebrannt worden. Als wir das Ende des Waldes erreicht hatten, sahen wir in kurzer Entfernung wiederum eines jener eben erwähnten Posthäuser. Ich schlug sofort einem neben mir gehenden Sergeanten der Kompagnie vor, dort für die Nacht ein Unterkommen zu suchen; wir fanden aber, am Hause angekommen, dieses schon so von höheren Offizieren, Mannschaften und Pferden überfüllt, daß für uns kein Platz mehr war. Es sollen über achthundert Menschen darin gewesen sein, wie ich später hörte. Wir beschloßen deshalb, uns unter dem Bauch der an einem der Tore angebrundenen Pferde niederzulegen. Ruhe fanden wir da aber auch nicht viel, denn es kamen häufig Leute der ringsherum bivouacierenden Truppen, die die Bretterbekleidung des Hauses abzureißen versuchten, um Holz zum Feuer und für Schuttdächer zu gewinnen.

Es mochte elf Uhr sein, als wir plötzlich durch Lärm aufgeschreckt wurden. Die Pferde, welche an der Innenseite des Tores, an dessen Außenseite wir lagen, angebrunden waren, trampelten und suchten sich offenbar loszureißen. Ein furchtbarer Tumult ließ sich hören. Qualm drang zu uns heraus. Das Stroh hatte an mehreren Stellen Feuer gefangen. Alle Versuche, die Tore vom innen zu öffnen, scheiterten an der Tollheit der Pferde und dem Umstande, daß die Leute, um ein weiteres Eindringen anderer zu verhindern, die Tore noch durch schwere Querbalken geschlossen hatten. Dies verhinderte auch das Öffnen von außen, welches wir sofort versuchten. Inzwischen wurde der Qualm immer dicker; das Gehül und Geschrei der Eingeschlossenen klang nicht mehr menschlich; sie versuchten, sich einen Ausweg durch das Dach zu schaffen, doch als dadurch Luftzug entstand, schlugen die Klammer gleich hoch empor und rissen die Leute, die mit brennenden Kleidern und abgefeigtem Haar sichtbar geworden waren, wieder herab. Innerhalb zwei Minuten war nunmehr das ganze Haus ein Feuermeer, und mit den darin befindlichen, vor Schmerz und Qual heulenden und rasenden Menschen ein echtes Bild der Hölle.

Mit vieler Mühe gelang es unseren Anstrengungen endlich, ein Brett loszureißen und durch die dadurch entstandene Öffnung sieben Menschen zu retten. Sie hatten alle mehr oder weniger schwere Brandwunden und waren mehr tot als lebendig. Noch andere auf diese Weise zu retten, erwies sich als unmöglich, denn sie lagen quer vor der Spalte und waren schon von dem Qualm und dem Gewicht der auf ihnen Liegenden halb erstickt. Wir mußten sie mit den übrigen verbrennen lassen. Mehreren gelang es zwar schließlich doch noch, sich durch das Dach zu arbeiten und von diesem herabzupringen, sie waren aber fast alle derartig verbrannt, daß sie uns ansehnten, ihren Leiden durch eine Kugel ein Ende zu machen.

Der Schein der Feuersbrunst lockte vereinzelte Soldaten verschiedener Regimenter, die in der Nähe umherlagen und an ihren erlöschenden Feuer dem Erfrieren nahe waren, herbei, nicht aber um Hilfe zu leisten, sondern um sich zu wärmen und Stüde Pferdefleisch auf den Spitzen ihrer Bajonette oder Säbel in die Glut zu halten und zu rösten; noch andere hielten ihre Hände über die Glut, als wüßten sie gar nicht, daß mehrere hundert ihrer Kameraden, vielleicht eigene Verwandte, das Feuer mit ihren Leibern nährten, und sagten: „Was für ein herrliches Feuer, da wird man doch endlich einmal warm!“ und dabei tieben sie sich die Hände vor Behagen.